

## Unter Beobachtung an der Relationierung arbeiten

Wie Rezensionen einer multiplen wissenschaftspolitischen  
Realität der Metrifizierung entgegenwirken

*Jörg Pottbast<sup>1</sup>*

Am 17. Juni 2021 veröffentlichte das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) ein Erklärvideo, das mit den Worten »Das ist Hanna« beginnt.<sup>2</sup> Der Tonfall freundlicher Erläuterung stieß vielen auf, die hier angesprochen werden sollten: jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Sie stellten vehement in Frage, dass das Video zutreffend und angemessen über ihre Qualifikationsphase spricht. Verstärkt wurde ihr Widerspruch in einem bis dahin im Kontext von #metoo erprobten Modus der Wiederholung: »Ich bin Hanna!« – »Ich bin Hanna!« – »Ich bin Hanna!«

Nehmen diese Aufschreie und die Kritik an prekären Verhältnissen Einfluss auf die Selbstbeschreibung moderner Wissenschaft? Geben sie Anlass, die Frage nach biografischer Inklusion in wissenschaftliche Erwerbstätigkeiten und/oder Arbeitsverhältnisse neu zu bestimmen? Sollte die Frage, wie Personen und ihre Qualitäten in der Wissenschaft vorkommen (Shapin 2008), neu bedacht werden? Spätestens mit dieser Frage tun sich die Protestbewegungen schwer. Auch ihnen gilt das Wissenschaftssystem als wegweisend darin, an Personen gebundenes Vertrauen durch unpersönliches Systemvertrauen zu ersetzen. Wenn den »Aussagen achtbarer Zeugen« seit dem Aufkommen von »Laborexperimenten« weniger »Autorität« zugebilligt wird (Latour 1995: 35): Wäre das nicht erst recht bei wissenschaftsinternen Mechanismen der Auslese

---

<sup>1</sup> Dem Text ging ein Vortrag auf Einladung des DFG-Netzwerks »Auf dem Weg in die Bewertungsgesellschaft?« am 23. Juni 2022 in Hamburg voraus.

<sup>2</sup> <https://www.youtube.com/watch?v=PIq5GIY4h4E>, letzter Aufruf am 2. Oktober 2022.

und Rekrutierung zu erwarten? Müssen anonyme Verfahren der Qualitätssicherung gerade an dieser Stelle, in Belangen biografischer Inklusion, nicht vorausgesetzt (und gegebenenfalls eben auf ihre Wirksamkeit überprüft) werden? Wenn dafür Dispositive des bibliometrischen Forschungsdatenmanagements bereitstehen; wenn darüber hinaus viel Arbeit in die Erstellung und Pflege digitaler Profile gesteckt wird, sind dies nicht alles nur Belege für eine Umstellung von einer höfisch-häuslichen Ordnung (persönliches Vertrauen) zu einer industriell-standardisierten Ordnung (Systemvertrauen)?

Steven Shapin sieht dieses Dilemma. Zugleich besteht er darauf, die seit Max Weber klassische Frage zu historisieren (Shapin 2008: 1 ff.). Seine Untersuchung bezieht sich auf ein ganzes Jahrhundert der Technowissenschaften. Sie schließt neben universitärer Forschung etwa auch Industrieforschung (ebd.: 93 ff.) und akademische Ausgründungen ein (ebd.: 209 ff.). Er gelangt zu einem Befund, der das Verständnis von einem alle diese Bereiche übergreifenden Modus anonymer Bewertung erschüttert. Vielmehr weist er nach, dass in allen genannten Kontexten Varianten einer Repersonalisierung am Werk sind.

Die Wendung von »Das ist...« zu »Ich bin Hanna« lässt dagegen nur einen Kontext gelten: den Weg zur Festanstellung an einer Universität. In dem Versuch, eine objektivierende Darstellung wissenschaftlicher Qualifikationsphasen vorzutragen, erkennt sie eine autoritäre Setzung. Aber versteht es sich von selbst, dass sich der selbstbezügliche Einspruch und seine numerische Steigerung nur auf dieses Arbeitsmarktsegment beziehen? Rühren die angeprangerten Schief lagen und Missstände in der Qualifikationsphase (Bahr, Eichhorn, Kubon 2022; Graf, Keil, Ullrich 2020) nicht maßgeblich daher, dass in der Wissenschaft ganz unterschiedliche Beschäftigungsarrangements aufeinanderprallen?

Der vorliegende Beitrag versucht sich an einer Rekonstruktion von Hanna, indem er von der professoralen Beamtenlaufbahn dezentriert. Er rekonstruiert Hanna also weder im Stil des BMBF noch im Stil des darauf bezogenen Protestes. Er stellt gegenüber dem BMBF in Rechnung, dass Hanna Autonomie fordert und sich unter den gegebenen Umständen selbst profiliert. Gegenüber dem Protest stellt er in Rechnung, dass Hannas Profil unterschiedliche wissenschaftliche Beschäftigungsverhältnisse adressiert. Dafür misst er Praktiken der Metrifizierung und Selbstmetrifizierung (Mau 2017; Hark, Hofbauer 2018; Reinhart 2022: 186 ff.) eine höhere Bedeutung bei. Insofern führt er nicht einfach zu der seit Max Weber klassischen Frage zurück. Diese lautete: Wenn sich Beruf und Lebensführung entkoppeln, was

hat es dann mit dem Beruf »Wissenschaft« auf sich? In der Zwischenzeit haben sich diverse Bewertungsagenturen eingeschaltet, die dieses Verhältnis vermessen und vermitteln. Von dieser Realität (einer Metrifizierung und Selbstmetrifizierung) abzusehen, um sich ausschließlich auf »persönliche Tugend« (Shapin) zurückzubedenken, ist (für Hanna) keine Option. Der vorliegende Beitrag plädiert nicht für »Exit«. Statt nach Typen zu fahnden, die sich identifizierender Vernetzung gänzlich entziehen (Stäheli 2021), wendet er sich einer Textgattung zu, die gerade im Zuge bibliometrischer Metrifizierung an Boden verloren hat. Er argumentiert, dass es ausgerechnet Rezensionen neu zu bedenken und aufzuwerten gilt (Neidhardt 1991: 402 f.; Kamp 2014: §9). Rezensionen verlangen ihren Autorinnen und Autoren eine Arbeit ab, die sich maßgeblich als Relationierung bestimmen lässt. Indem der vorliegende Beitrag für Rezensionen wirbt, geht er über eine Kritik an Zwängen zur »Metrifizierung« und »Selbstmetrifizierung« hinaus zur Würdigung einer alternativen »Forminvestition« über (Thévenot 1984; vgl. Boltanski 1987).

Maßgeblich für die Erkundung der Differenzen zwischen biografischen Inklusionsmustern ist im Folgenden ein Beitrag, der, wenn auch ohne Fokus auf den wissenschaftlichen Arbeitsmarkt, in höchst anschaulicher Weise von »Normalerwerbsbiografien« dezentriert: »Organisationen, Personen und Biografien«, von Hanns-Georg Brose, Ursula Holtgrewe und Gabriele Wagner (1994). Angelehnt an diesen Beitrag lassen sich Realitäten wissenschaftlicher Betriebs- und Lebensführung herausarbeiten, in denen bibliometrische Datenbanken und davon ausgehende Angebote und Zwänge zur Metrifizierung in ganz unterschiedlicher Weise vorkommen. Auf dieser Grundlage lässt sich dann diskutieren, ob und inwiefern Rezensionen eine andere, diese multiplen Realitäten des Wissenschaftsbetriebs und des wissenschaftlichen Lebens übergreifende Form der Prüfung möglich machen.

## Datenpraktiken und biografische Inklusion

Im Bemühen, die eigenen Forschungsleistungen sichtbar zu machen, bieten allerlei digitale Plattformen Unterstützung an. Permanente Beiträge zur Selbstmetrifizierung stützen eine Metrifizierung, die gnadenlos hochrechnet und darum gnadenlos unsichtbar macht. Gegen diese Unsichtbarkeit die Stimme zu erheben, ist unmöglich. Sich ganz dem System der Metrifizierung zu entziehen, ebenso. Die Produktion neuer Sichtbarkeit bei immer längeren

Schatten bedient ein einträgliches Geschäftsmodell. In einer ersten Phase verheißt die digitale Aufbereitung von Daten einen Kontrollgewinn. In einer zweiten Phase stellt sie sich dann als eine »Falle« heraus (Rochlin 1997). Die Analogie zu Drogen (Kamp 2014) oder zu Glückspielmaschinen (Schüll 2012), die so gestaltet sind, dass sie auch auf lange Dauer einen eingehetzten, kontrollierbaren Kontrollverlust möglich machen, liegt nahe. Um mit dieser Abhängigkeit zu brechen, genügt es demnach nicht, auf Ersatzdrogen zurückzugreifen. Vielmehr muss Arbeit am Entzug geleistet werden. Diese setzt Kollektive voraus, die dem Modus identifizierender Metrifizierung eigene Satzungen entgegensetzen (Kamp 2014).

Aber ist dieser Vorschlag wirklich empfehlenswert? Alle, auch wer noch auf einen »Ruf« wartet, nicht »ernannt« wurde oder noch keine Gelegenheit hatte, sich »einen Namen« zu machen, sollen digitale Datenpraktiken herunterfahren und stattdessen in Ortsvereinen Namenloser AkademikerInnen Qualifikationsarbeit betreiben (ebd.)? Führt dies nicht absehbar in weitere Erfahrungen mit Namenlosigkeit und Unsichtbarkeit? Die Beispiele sind bekannt: Eine Qualifikationsschrift findet keinerlei Echo; ein Antrag für eine Nachwuchsgruppe verschwindet im Nichts. Lehrstühlen ohne Drittmittelumschlag oder Fächern, die bei der Exzellenzinitiative leer ausgehen, ergeht es nicht anders. Macht die Metrifizierung und Selbstmetrifizierung all dies schlimmer? Oder sind kreative, datengestützte Wege metrifizierter Profilbildung doch eher ein Teil der Lösung?

Hier liegt ein Problem, das nur selten explizit angesprochen wird. Oft bleibt es bei einer allenfalls halblaut geäußerten Positionsbestimmung, die Folgendes besagt: Metrifizierung befördert eine Umgestaltung des Zugangs zu wissenschaftlichen Arbeitsmärkten, die sich an a-historischen Gesetzen des Marktes in Verbindung mit industriellen Standards der Leistungsmessung ausrichtet.<sup>3</sup> Eine andere Verbindung wäre gar nicht legitim, zumal der Kampf gegen unerträgliche und unsägliche Formen feudalistisch verkrusteter Abhängigkeit keinen Aufschub duldet. Diese geläufige Rahmung halte ich, wenn sie als Muster der Kritik generalisiert wird (Boltanski, Chiapello 1999), für problematisch. Auf der Suche nach einem Modell der Prüfung, das für die Qualität wissenschaftlicher Leistungen und biografische Inklusion in wissenschaftliche Arbeit eine überzeugendere Rechtfertigung bietet (Boltanski, Thévenot 2007), wendet sich der Beitrag Rezensionen als Forminvestition zu. Zuvor skizziert

---

<sup>3</sup> Für einen überzeugenden Vorschlag, Leistung und ihre Messung zu historisieren, vgl. Verheyen (2018).

er drei Arbeitsmarktsegmente, die im Wissenschaftsbereich zusammenkommen, obwohl sie nichts gemein haben und durch ganz unterschiedliche Praktiken der Metrifizierung gekennzeichnet sind.

(a) Wissenschaftliche Beamtenlaufbahn

Zugang und Abgang des verbeamteten wissenschaftlichen Personals an Hochschulen bedürfen keiner ausführlichen Erläuterung: *Hinein* geht es mit einem biografischen Narrativ (»Bewerbungsschreiben«) und einer metrifizierten Darstellung individueller Research Performance (Selbstauskunft auf Standardformularen). Letztere, auf Indices und Angaben zu eingeworbenen Drittmitteln gestützt, vermag die biografische Erzählung zu dementieren. Zum Abschied Fakultätsangehöriger ist es üblich, dass die Dekanin oder der Dekan in einer fachöffentlichen Veranstaltung eine kurze Ansprache hält. Manchmal fällt dieses Ritual feierlich aus. Manchmal begnügt sich die Leitungsperson damit, ihre Kollegin oder ihren Kollegen zu googeln. Dieses Hinein-Hinaus im Zuge der Verbeamtung steht für ein Modell totaler biografischer Inklusion (Brose, Holtgrewe, Wagner 1994: 270). Es sieht vor, dass Anwärterinnen und Anwärter eine formalisierte Eignungsprüfung durchlaufen, bei der metrifizierte Kriterien großen Einfluss haben können. Jene, die (nach zuweilen langer Anwartschaft) ein »Ruf« erreicht, erfahren eine Totalinklusion. Auch wenn es keinen Rechtsanspruch darauf gibt: Der erworbene Titel kann wie ein Teil des Namens geführt werden. Die Bezüge sollten, auch wenn bis dahin wenig Zeit für Kinder bleibt, für eine Familie reichen (ebd.: 258 ff.). Die Kritik an diesem Modell »aufgeschobener Gratifikation« (ebd.: 259) ist bekannt. Die lange Vorlaufzeit zwingt den »Nachwuchs« in große Abhängigkeit. Wer sich hier bewähre, mag Institute und Universitäten am Laufen gehalten haben. Aber mit zunehmender Verweildauer werden selbstselektive Mechanismen immer unvermeidbarer (ebd.; vgl. Subramaniam 2014: 180 ff.).

Metrifizierung, auch selbstmetrifizierende Verausgabung, können diesen Herkunftseffekt nicht kompensieren. Das würde nämlich voraussetzen, dass sie sich dosieren ließe. Panische Metrifizierung jedoch koppelt Berufsvorbereitung und Lebensführung in einer Weise, die Herkunftseffekte noch steigert, ähnlich, wie dies für »Angstmaschinen« (Espeland, Sauder 2016) oder »Bildungsapanik« (Bude 2015) beschrieben wurde. Insofern gefährdet Metri-

fizierung Qualifikationsarbeit. Einem deutschsprachigen Publikum, weiterhin darauf angewiesen, professorale Lebenszeitstellen anzustreben, ist diese Lage bestens bekannt. Der *German Horror* ist gekennzeichnet durch partielle Inklusion bei tragischer Steigerung von Metrifizierung. Die Frage nach einer Re-Anonymisierung von Qualifikationsarbeit (dem metrifizierenden Dauerzugriff entzogen) stellt sich daher dringend.

(b) Wissenschaftliche Zeitarbeit

Brose, Holtgrewe und Wagner argumentieren: Die für moderne Gesellschaften angenommene Entkopplung von Arbeit und Lebensführung realisiert sich eigentlich erst in der Erfindung eines sehr spezifischen Arrangements – und zwar der Zeitarbeit (1994: 257). Hier sind Arbeitsverhältnis und Beschäftigungsverhältnis entkoppelt, jedenfalls auf den ersten Blick. Statt in der Zeitarbeit eine Schwundform oder den Inbegriff prekariisierter Arbeit zu sehen, nähern sich Brose und Koautorinnen diesem Phänomen darum, durch dieses theoretische Motiv inspiriert, mit Ausdauer und Wohlwollen.

Die Entkopplung funktioniert dem Modell nach so: Es gibt Agenturen, die mit Arbeitskräften Verträge schließen. Und es gibt Unternehmen, die sich über diese Agenturen Zeitarbeitskräfte beschaffen. Zwischen diesen und den Arbeitskräften besteht nur ein Arbeits-, aber kein Beschäftigungsverhältnis. Diese Entkopplung hat im Feld von IT-Dienstleistungen bemerkenswerte Spielräume hervorgebracht (Barley, Kunda 2004), die sogar als neuartige »Professionalisierung« diskutiert wurden (Barley, Kunda 2006). »Contracting« ist auch in der Wissenschaft eine verbreitete Form der Beschäftigung, allerdings fehlt es dort, anders als im Fall von IT-Dienstleistungen, an Vermittlungsagenturen.<sup>4</sup> Zwar gibt es eine bibliometrische Industrie, die auch Unterstützung bei der Aufbereitung von Portfolios anbietet. Aber diese arbeitet nicht am Zuschnitt und der Vermittlung von Arbeitspaketen. Auftragsforschung und Projektifizierung verlassen sich in der Regel darauf, dass der Aufwand – angefangen bei der Antragstellung und Projektkalkulation – an Zeitarbeitskräfte ausgelagert wird.

Diese Leute sehen sich nicht durch hochstandardisierte Metrifizierung entlastet; stattdessen sehen sie sich genötigt, diese Metrifizierung von Null an

---

<sup>4</sup> Diskussionen zur Digitalisierung und Plattformisierung von Arbeitsmärkten sind sehr aufmerksam für Intermediäre (Pongratz 2022), klammern den Bereich der Wissenschaft jedoch weitgehend aus.

selbst zu erbringen. Ihre Beiträge zur Metrifizierung unterscheiden sich daher grundlegend von den Versuchen, schon während der langen Phase der Bewährung auf dem Weg zur Professur Sichtbarkeit zu erlangen. Käme darüber eine stabile Metrik zustande, könnten wissenschaftliche Vertrags- oder Projektarbeitskräfte einen Modus serieller Inklusion erreichen. Weil es jedoch meist dabei bleibt, dass einseitige Versuche der Kompensation für eine fehlende Infrastruktur scheitern (vgl. aber Guggenheim 2005), fällt dieses Arrangement hinter den Möglichkeiten zurück, die ihm in der Sphäre temporärer IT-Unterstützung zugesprochen wurden (Barley, Kunda 2004). In diesem Zustand der Unsichtbarkeit belassen, kommen alle Kriterien zusammen, um von »Ausbeutung« zu sprechen. Wer auf Dauer selbst die Definition von Arbeitsinsätzen, Werken und Werkstücken vollbringt, ohne auf metrische Vorarbeit zurückgreifen zu können, muss sich anderswo qualifiziert haben – und wird sich auch anderswo re- oder nachqualifizieren müssen (ebd.: 244 ff.).

Die Verfügbarkeit und Aufbereitung bibliografischer Daten löst offensichtlich weder das Problem der Definition von Arbeitspaketen noch jenes der Qualifikation. Der kalifornische Traum, ohne Abschluss über die Garage ganz und gar mobile Lernbiografien möglich zu machen, erfüllt sich selbst im Sektor der IT-Dienstleistungen nur bedingt. Denn auch dort, im Zuge der Aufrechterhaltung permanenter Datenpraktiken, wirkt die Kontinuität nur bedingt auf die Beschäftigten zurück. Die erwähnte Studie kommt zu dem Befund, dass Stabilisierung nur um den Preis überzogener Personalisierung zu haben ist (»Gurus«) und auch dann anfällig für Gesichtsverlust bleibt (»hired guns and warm bodies«; ebd.). Diese Ausprägung gibt Brose und Koautorinnen nachträglich Recht in der Vermutung, dass auch Zeitarbeit nicht einlöst, was soziologischer Theoriebildung als Entkopplung von Arbeit und Lebensführung schon so lange geläufig ist (Brose, Holtgrewe, Wagner 1994: 265).

### (c) Wissenschaftliche Betriebsclans

Eine dritte Variante biografischer Inklusion finden Brose und Koautorinnen in Japan: Dort sei die Metrifizierung im Bildungswesen, mit ultrastabilen Schul- und Universitätsrankings im Grunde abgeschlossen. Ihr enormer Einfluss in der Regulierung des Zugangs zum Arbeitsmarkt liege in der Kombination mit in diesen Einrichtungen eingeübten Praktiken biografi-

scher Selbstverleugnung (ebd.: 267; vgl. Deutschmann 1989). Die Nachwuchskräfte für Unternehmen, die wie Clans funktionieren, erreichen ihren ersten (und oftmals einzigen) Arbeitgeber als »unbeschriebenes Blatt« und wissen sich auch als solches darzustellen. Sie demonstrieren nicht Charakter, sondern Formbarkeit.

Dass sich niemand zuvor schon einen Namen gemacht habe, sei eine Voraussetzung dafür, dass Unternehmen ihrerseits quasi-verwandtschaftliche, multiple Bindungen ausprägen, die sich als besonders strapazierbar erweisen und ein hohes Niveau improvisierter Kooperation ermöglichen. Die in den am höchsten gerankten Bildungseinrichtungen erworbenen, hochgradig standardisierten Wissensbestände driften also nicht auseinander. Sie befördern nicht Spezialisierung und Fragmentierung, sondern bewahren Homogenität, solange individuellen biografischen Projekten sorgfältig abgeschworen wird. Diese Organisationen fordern und bieten dann also nach dem Vorbild der zuvor durchlaufenen Bildungseinrichtungen ein kollektiv-biografisches Projekt. Konflikte um Zuständigkeit, begünstigt durch funktionale Arbeitsteilung in Kombination mit hierarchischen Organisationsstrukturen, kommen in diesem Milieu ebenso wenig vor wie ein typisches Muster im Umgang mit diesen Konflikten, nämlich »Dienst nach Vorschrift«. Von Betriebsclans getragene Unternehmen brillieren darum in kreativ-reflexiver Selbststeuerung (ebd.).

Totale Inklusion privater Lebensführung in ein rigide metrifiziertes Bildungssystem lässt den Übergang ins Arbeitsverhältnis zu einem unvergleichbar unscheinbaren Ereignis schrumpfen. Rigidität von Ein- und Ausschluss in bis dahin unbekannter Kombination mit enormer Anpassungsfähigkeit: Diese Mischung war schillernd genug, um etlichen Managementratgebern Stoff zu geben, die längst auch diesseits von Japan Wirkung entfalten. Im japanischen Traum oder Alptraum lassen sich Personen wie Patente bewirtschaften. Es kommt nie zu Loyalitätskonflikten. Ohne die großen und kleinen Dramen um *Exit* und *Voice* besteht keine Aussicht auf eine erprobte Exklusionsindividualität (ebd.: 268). Oftmals als eine universale Figur angesehen, bleibt die Ausbildung von Persönlichkeit ein regionales Projekt.



## Ein übergreifender Mechanismus elitärer Auslese?

In den drei Arrangements von Metrifizierung und Arbeitsverhältnissen fallen unterschiedliche Modelle biografischer Inklusion (und Exklusion) ins Auge. Die drei Modelle koexistieren; sie befinden sich, auch wenn ich sie jetzt mit regionalen Klischees kurzgeschlossen habe, in einem spannungsreichen Nebeneinander. Diese Heterogenität ist schwer zu greifen – sei es mit den analytischen Repertoires der Wissenschaftsforschung, sei es im Rahmen wissenschaftspolitischer Initiativen. Der nun erbrachte Nachweis einer multiplen Realität von Organisation und Biografie verlangt nach einem anspruchsvolleren Lösungsvorschlag. Im Folgenden werde ich daher empfehlen, den Stellenwert von Rezensionen neu zu bedenken. Warum ist ausgerechnet Rezensionen zuzutrauen, eine gemeinsame Währung zwischen drei völlig inkommensurabel erscheinenden Welten bereitzustellen? Inwiefern erlauben Rezensionen, jenen kritischen Punkt der Auslese und Prüfung (neu) zu bestimmen, der über biografische Inklusion entscheidet? Dieses Kriterium verlangt nach einem Lob der Rezension, das sich nicht in der geläufigen, aber eben auf geisteswissenschaftliche Fächer beschränkten Würdigung erschöpft. Mit diesem (noch) vertrautesten Blick auf die Vorzüge des Rezensierens beginnt die folgende Darstellung.

Bezogen auf das Modell der *Beamtenlaufbahn* hat Friedhelm Neidhardt, über Jahrzehnte ein akribischer Wissenschaftler und stark beanspruchter Gutachter, darauf aufmerksam gemacht, dass auch in unübersichtlichen Bewerbungen ein Blick in die Rezensionen besonders lohnt (Neidhardt 1991: 402 f.). Hier zeigt sich, wie sich eine Autorin oder ein Autor das Argument einer Kollegin oder eines Kollegen anzueignen weiß. Denn im Unterschied zur »Kritikerin« oder zum »Kritiker« in Kunst und Literatur kommt diese indirekte Performance des »Sprechen-lassens« nicht umhin, auch – auf stark beschränktem Raum – an der eigenen Position zu arbeiten. Insofern ist diese Übung in kollegialer Zweistimmigkeit dem Vortrag in eigener Sache oder der Messung an vorgegebenen Indikatoren überlegen. Es ist eine Sache, über die eigene Forschung Auskunft zu geben, aber eine andere, über die Forschung anderer zu reden (ebd.). Letzteres sichert Alterität.

Bezogen auf das *kalifornische Modell* steht eine solche Laudatio noch aus. Hier liegt für Zeitarbeitskräfte eine bedeutende Herausforderung darin, nicht als *Hired Guns* durchzugehen (Barley, Kunda 2004). Dieser Verdacht lässt sich mittels Rezensionen und der dafür erforderlichen Perspektivübernahme und -übersetzung bestens entkräften.

Im *japanischen Modell* schließlich spräche nichts dagegen, die bisher erbrachten Nachweise für Formbarkeit – nämlich den erklärten Verzicht auf eine eigene Biografie – durch Rezensionen zu ersetzen. Die Fähigkeit, wohlwollend über die Forschungen Anderer zu sprechen, erbrächte nicht nur einen passiven, sondern einen aktiven Beleg für Formbarkeit. Jemandem zuhören und nach dem Mund reden zu können, sie oder ihn sogar darin zu übertreffen; dieser Teil der Übung »Rezension« qualifiziert meines Erachtens in noch einschlägigerer Weise für die Mitarbeit in ausgesuchten japanischen Konzernen (oder Forschungseinrichtungen beziehungsweise Universitäten).

Eine stärkere Beachtung der Rezensionstätigkeit täte demnach allen drei Varianten gut. Es steht also ein Mechanismus zur Verfügung, der Auslese in übergreifender Weise regelt, statt einer weiteren Zerklüftung Vorschub zu leisten, die nicht nur im Fall einer Migration zwischen den drei Regionen für Irritation und zuweilen für anhaltende Verwirrung sorgt. Wenn diese »Prüfung« stärker gewichtet wird, ist keines der drei Arrangements als vermeintlicher Normalfall gesetzt. Wenn die dystopischen Erscheinungen vornehmlich dort auftreten, wo sie in Reinform anzutreffen sind, ist das ein bedeutender Vorteil. Des Weiteren und entscheidend wirken Rezensionen allen drei Dystopien der Qualifikationsarbeit entgegen:

Sie wirken *gegen eine germanische Dystopie*, die ich oben als tragische Selbstmetrifizierung gekennzeichnet habe. Vermeintlich gegen die Feudalstruktur des Fachs gerichtet, beschädigt Selbstmetrifizierung jene Kräfte und Strukturen eines wissenschaftlichen Feldes, die Qualifikationsarbeit erst stützen und ermöglichen.

Sie wirken *gegen eine kalifornische Dystopie*, die darin besteht, dass einseitige Selbstmetrifizierung – in Anlehnung an bibliometrische Datenpraktiken – einer Parzellierung akademischer Wissensproduktion ohne Intermediäre nichts entgegensetzen kann. Auch wo die Bedingungen einer trilateralen Kooperation gegeben sind, ist nicht klar, was das Versprechen einer fortlaufenden Weiterqualifikation absichern könnte. Qualifikationsarbeit wird, mit anderen Worten, externalisiert. Wäre diese rigide Ausblendung nicht für Rezensionen zu lockern? Rezensionen können sich als ein schmales, aber aussagekräftiges Portfolio bei der Rekrutierung und Vermittlung von Arbeitskräften erweisen. Schließlich beweisen sie, dass sich ihre Autorinnen und Autoren rasch auf bis dahin Fremdes einlassen können – und die ihnen gestellte Aufgabe dann auch zum Abschluss zu bringen wissen. Genau das ist der Maßstab für die Projektwelt (Boltanski, Chiapello 1999). *Employability*, die normative Referenz dieser Welt, ließe sich mit der praktischen Auflage

verbinden, nicht permanent, aber doch in regelmäßigen Abständen eine Rezension anzufertigen. Denn die Forminvestition, die bei Rezensionen getätigt wird, ist sperrig genug, um nicht zum *Content Work* degradiert zu werden. Sie erhält, was sich Söldner nicht leisten können: Beziehungsarbeit.

*Gegenüber einer japanischen Dystopie*, in der akademische Qualifikation offenbar rigoros von Persönlichkeitsentwicklung via geschulter Urteilsbildung abgeschnitten wird, markieren Rezensionen einen Kontrapunkt. Wenn sich Betriebsclans allerdings vornehmlich dadurch auszeichnen, dass sie resilient auf Unvorhergesehenes reagieren können, dann ließe sich auch argumentieren: Diese Kompetenz setzt das Wagnis voraus, sich auf Perspektiven einzulassen, die in einem strengeren Sinn Fremdperspektiven sind – und sich nicht ohne Weiteres in eine vorsortierte und vorgefertigte Metrik einfügen lassen. Gerade die Schlüsselqualität einer raschen Reaktion auf Unvorhergesehenes würde auf diese Weise geschult und nachgeschult. Weil Rezensionen unter Beobachtung Relationierungen vornehmen, fördern sie ausdrücklich auch die für den Umgang mit Störungen maßgebliche Fähigkeit und Bereitschaft zur Kooperation.<sup>5</sup>

Wissenschaftspolitische Diskurse setzen in der Regel nicht bei Kompetenzen und den Konventionen der dafür maßgeblichen Prüfungen an. Sie tun sich schwer, die Ökonomien der zu messenden Größen in ihrer Pluralität zu erfassen. Sie neigen dazu, darin allenfalls mikroökonomische Nuancen zu sehen, während doch eine makroökonomische Betrachtungsweise die ganze Aufmerksamkeit verlange: Die industrieförmige Aufbereitung bibliometrischer Daten reagiere auf die Knappheit von Lesezeit (und erst recht Begutachtungszeit). Dass hier quasi-industrielle Standards eine überforderte Koordination über Marktmechanismen unterstützen, sei aber gar nicht wegzudenken. Der Kompromiss zwischen industrieller und marktförmiger Rechtfertigung gilt darum weithin als unanfechtbar. Dass Metrifizierung durch die Kopplung mit Rekrutierungsentscheidungen und Mittelzuweisungen eine quantitative Steigerung der Publikationen bewirkt, bleibt dann eine unerwünschte (aber hinzunehmende) Nebenwirkung.

Wo stattdessen Monografien Teil der Fachkultur sind, könnte eine stärkere Beachtung von Rezensionen einen umgekehrten Effekt bewirken. Statt den Output weiter anzukurbeln, wäre für eine Qualitätssicherung gesorgt, die sogar das Volumen verfügbaren Lesestoffs absenken könnte. Ob die beiden großen deutschsprachigen Plattformen, die seit 1996 (HSoz-Kult) und

---

<sup>5</sup> Zur Kritik an einem Kompetenzmodell, das Diversität und Kritik in dieser Weise funktional integriert, vgl. Zimmermann (2011).

2015 (Soziopolis) im Bereich der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung beständig Rezensionen nachlegen, schon einen messbaren Effekt haben? *Groß* bezieht sich vor allem im Fall der jüngeren Plattform auch auf die für Einwerbung, Durchsicht und Redaktion aufgebotene Personalausstattung. Soziopolis fördert ein Handwerk, das einer fachlichen Diskussion zugutekommt, ohne sich von der Logik fachlicher Spezialisierung absorbieren zu lassen. Hier zeigt sich exemplarisch, wie dem Imperativ der Metrifizierung entgegengewirkt werden kann, der, wie oben ausgeführt, in drei Arrangements auf unterschiedliche Weise zuerst und vor allem Arbeit an der Qualifizierung zersetzt und zerstört.

### Anti-elitäre Kritik und die Arbeit an der Relationierung

Der starke Fokus auf Rezensionen, gar um Hinweise zu Aufwand und Stellenbedarf ergänzt, mag unvermittelt erscheinen. Ein Blick in die Bewerbungen um akademische Stellen genügt, um festzustellen, dass Rezensionen in den Selbstdarstellungen zur Selbstdarstellung und Selbstmetrifizierung angehaltener Kolleginnen und Kollegen eigentlich keine Rolle spielen. Die meisten Kolleginnen und Kollegen kämen gar nicht auf die Idee, Rezensionen zur Selbstdarstellung zu nutzen. Wozu auch? Rasch klingt ein Generalverdacht durch: Das Rezensionswesen reproduziere schon über die Mechanismen der Zuweisung die Feudalstruktur des wissenschaftlichen Feldes.<sup>6</sup> Gerade an dieser Stelle sei Verkrustung unübersehbar und Hoffnung auf Durchlässigkeit völlig fehl am Platz. Eher müsse doch gefragt werden, wessen Strategien mit einer Stärkung des Rezensionswesens tatsächlich bedient werden. Von diesen Äußerungen ist es nicht weit bis zu einer Rehabilitation selbstmetrifizierender Anstrengungen: Lieber noch einen Pakt mit industrieller Metrik eingehen, als sich einer Feudalstruktur auszuliefern. Das sei im Zweifelsfall demokratischer – und, wenn es um die Verteilung öffentlicher Mittel geht, noch eher zu rechtfertigen.

Dieser Auffassung lässt sich, gestützt auf den Rundgang durch drei Arrangements biografischer Inklusion, widersprechen: Gerade um den Fallstricken konservativer Kulturkritik zu entgehen, ist der Fokus auf Rezensionen äußerst

---

<sup>6</sup> Diese und die folgenden kritischen Nachfragen äußerten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an dem in der ersten Fußnote genannten Workshop.

schlüssig. Rezensionen sind, bei strenger Betrachtung (und in einem institutionellen Umfeld, das eine solche Strenge begünstigt) kein Instrument, um unter dem Deckmantel allgemeiner kultureller Werte Partikularinteressen zu verfolgen (die eigenen Pfründe zu sichern). Eine solche Kritik übernimmt die Position des oben skizzierten wissenschaftspolitischen Diskurses: Wer Marktselektion in Verbindung mit industriellen Standards (der Metrifizierung) ablehnt, leiste Patronage und Feudalstrukturen Vorschub.

Dieser Vorwurf unterschätzt jedoch die industrielle und die inspirierte Seite von Rezensionen. Wenn Rezensionen eine solche Verbindung (Industrie/Inspiration) herstellen, dann läge hier ein Rechtfertigungsmuster vor, das die dominierende wissenschaftspolitische Problemformulierung (Markt/Industrie) herausfordert. Die Kennzeichen einer auch nach industriellen Maßstäben »strengen« Praxis der Rezension, die zugänglich macht, wie sich eine Rezension inspirieren lässt, seien abschließend mit Verweis auf ein Modell begründet, das Luc Boltanski, später selbst an einer formalen Ausarbeitung von »Rechtfertigungsordnungen« beteiligt, zur Analyse eines Korpus von Leserbriefen entwickelt hat (Boltanski 1987).

Wenn mit Rezensionen in ein Format investiert wird, das Beziehungsarbeit in irreduzibler Weise erhält und das sich auf das Erschließen bis dahin unbekannter Perspektiven verpflichtet, dann setzt dies die Herrschaft über eine auf diskrete Maßzahlen gestützte Metrik, obgleich in Varianten ausgestaltet, unter Druck. Es ist dieser relationalen Qualität zuträglich, wenn sie durch Fachleute für Redaktion bearbeitet wird. Arbeitsteilung – die Delegation von Rezensionen an eine dafür spezialisierte Kaste, wäre dem Zwang zur Relationierung dagegen abträglich. Die Integration von Fremddarstellung und Selbstexposition unter Beachtung widerstrebender Gütekriterien – Originalitätsanspruch, disziplinäre Relevanz, Gründlichkeit – sollte aus einer Hand kommen.

Wenn das so ist, dann gibt keine andere zugängliche Quelle in derart komprimierter Weise mehr Aufschluss darüber, wie sich eine wissenschaftliche Autorin oder ein wissenschaftlicher Autor autorisiert und im Prozess der Urteilsbildung zugleich als Kollegin oder Kollege, Konkurrentin oder Konkurrent in Szene setzt.

Die Lösung, die das kleine Format der Rezension für scheinbar unzeitgemäße Fragen nach »biografischer Inklusion« oder gar »persönlicher Tugend« im Feld der Wissenschaft bereithält, liegt nicht darin, im Angesicht der Daueridentifikation durch im globalen Maßstab operierende Indizes eine

neue Art von Anonymität zu erfinden. Im Gegenteil, Rezensionen bearbeiten eine partikulare Beziehung – zwischen der Autorin eines Werks und dem Autor einer Rezension. Darum setzen sie sich in der Tat dem Verdacht aus, sich an häusliche Beziehungen und deren Rangordnung zu halten. Wenn sie allerdings eine Forminvestition anstrengen, dann ändert sich alles. Dann wachsen jedoch nicht einzelne Beteiligte aus der Relation heraus, sondern die Beziehung verändert sich mit. Rezensionen zwingen zu riskanten Manövern, weil sie beides verschränken: die Kollektivierung partikularer Anliegen; die Distanzierung von persönlichen Nahbeziehungen (Boltanski 1987; vgl. Callon, Latour 1981). Diese Operationen der Vergrößerung lassen sich besser einsehen als Algorithmen, die Publikations- oder Zitationsmaße errechnen und verrechnen. Wie hier partikulare Positionen in Relation gesetzt werden und darüber gemeinsam an »Größe« gewinnen, gibt Aufschluss darüber, wie die Kräfte eines Feldes entstehen (ebd.). Diese sind, mit anderen Worten, keine anonymen Strukturen. Zutreffender ist es davon zu sprechen, dass Rezensionen Urteilsbildung im praktischen, öffentlich zugänglichen Vollzug leisten.<sup>7</sup> Sie bringen dabei Gütekriterien in Anschlag, die wie Industriestandards global anerkannt sind. Sofern Gütekriterien Rezensionen nicht diktieren, bedarf ihre Anwendung der Übung. Während das Versprechen der Metrik, auch fachlich nicht eingeweihten Personen Zugang zu geben, weitgehend haltlos bleiben muss, bieten Rezensionen einen Standard, der auch entlang solcher Grenzen für Durchlässigkeit sorgt.

Reicht diese Durchlässigkeit, um Entscheidungen durch und für Organisationen zu rechtfertigen, die öffentliche Mittel binden? Wer würde so weit gehen, Standardformulare für die Aufbereitung von Bewerbungsdaten, die im Rahmen von Stellenbesetzungen auch an deutschen Hochschulen üblich geworden sind, zurückzuweisen und stattdessen energisch auf Rezensionen aufmerksam zu machen?<sup>8</sup>

Wer so vorgeht, kann sich leider nicht auf den oben erwähnten Dekan einer geistes- und sozialwissenschaftlichen Fakultät berufen. Dessen anlässlich des Ausscheidens eines über knapp zwei Jahrzehnte engagierten Kollegen zur Schau gestellte Missachtung einer komplexen Würdigung von Leben und Werk begann mit den Worten: »Ich habe Sie mal gegoogelt.« Überrascht

---

7 Für ein ähnliches Argument, vorgetragen als Kritik an einer Peer Review-Forschung, die sich auf nachträglich evaluierende Metrifizierung beschränkt (um auf dieser Basis Verzerrungen anprangern zu können), statt sich kollektiven Prozessen der Urteilsbildung zuzuwenden, vgl. Hirschauer (2004), Lamont (2009).

8 Vgl. Römer für eine Stellenbesetzung in einem ähnlich gelagerten Fall. Sie liegt allerdings 50 Jahre zurück und gilt als »fast einmaliger Vorgang« (2022: 271).

sei er dann gewesen, dass die an oberster Stelle genannten Treffer tatsächlich auf wissenschaftliche Werke verweisen. Was ich zu seiner Entlastung vorbringen könnte: Er sieht es zwar wie Google, aber hält die für seine Einschätzung herangezogene Metrik immerhin für erwähnenswert. Von den Anforderungen, die eine Rezension stellt, ist er offensichtlich weit entfernt.

Der auf diese Weise unehrenhaft Entlassene könnte sich trösten, weil er es mit seiner *Research Performance* auf ganz passable Maßzahlen gebracht hat. Aber er rezensiert auch. Ich kenne ihn vor allem über seine Rezensionen, weil er zu anderen Themen und mit anderen Methoden forscht. Ihren Höhepunkt erreichen (auch seine) Rezensionen, wenn es auf Namen, obwohl sie in diesem Genre auch gemacht werden, gar nicht mehr ankommt. Wenn dieser Eindruck entsteht, dann beweisen Rezensionen ein Gehör, das von der Daueridentifikation durch Forschungsinformation weit entfernt ist und inspiratorische Kraft beweist. Dieses Niveau von Anonymisierung hat nichts mit jenem Zustand gemein, der zuletzt für ein sehr frühes Karrierestadium in Anschlag gebracht wurde: Als wir, weit entfernt von einem zweifelhaften »metrischen Wir« (Mau 2017), ganze Sommer lang begeistert gelesen haben, obwohl uns Namen, Dynastien, Netzwerke und Disziplingrenzen buchstäblich nichts sagten (Felsch 2015).

Rezensionen beschwören kein Wir. Im Gegenteil, sie gewährleisten Alterität. Wer sich für eine Dekolonisierung der Soziologie ausspricht, sollte sich – und das ist bei Rezensionen unumgänglich – auch an der Praxis der Dekolonisierung beteiligen. Aus den genannten Gründen werden Berufungskommissionen, Agenturen für Zeitarbeit oder ein Betriebsclan darauf Wert legen. Die Einheit der Wissenschaft, abgestützt auf Qualitätsmerkmale, die in allen drei Arrangements zählen, läge dann in einer Differenz: »Ich bin ausweislich der vorgelegten Rezension nicht Hanna. Aber ich werde Hannas Argument übersetzen – in eine andere Sprache, in eine andere Disziplin, in den Kontext eines anderen Theorieprojekts« und so weiter.<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> Sprachbarrieren erweisen sich in dem Maß, in dem Metrifizierung Englisch als Fachsprache festschreibt, als beinahe unüberwindbar (Calkins, Rottenburg 2014); Rezensionen können sich diesem Zwang entziehen.

## Repersonalisierung: Ein Forschungsdesiderat im Schatten einer vereinnahmenden Rezension

Das nun vorgetragene Argument reagiert auf eine bekannte wissenschaftspolitische Schieflage, die sich im Zuge einer unzureichenden Deutung und Bearbeitung zusehends verschlimmert. Gegenläufig zu einer vereinfachten Deutung in Kategorien von »allgemeiner Anonymität versus persönlicher Autorität« (oder »professioneller Selbstevaluation versus quantifizierter Fremdevaluation«) hat es für eine anspruchsvollere Konzeptualisierung geworben, die sich auf eine zwischen Soziologie der Kritik und Theorie der Akteursnetzwerke (ANT) entwickelte Forschungsperspektive stützt (Potthast 2017).

Ein für diese Verknüpfung höchst einflussreicher Beitrag kam einem Rezensionenaufsatz zu, der sich vor allem mit »Leviathan and the air-pump« (Shapin, Schaffer 1985) auseinandergesetzt hat (Latour 1990). Diese Rezension wurde ungewöhnlich oft zitiert; sie ist mit diesem Verschnitt (aus ANT und Soziologie der Kritik) in das Forschungsprogramm der Wissenschafts- und Technikforschung eingegangen. Mit dieser Prägung wurde die Frage nach biografischer Inklusion in einer Weise zurückgestellt, die sich zunächst als sehr produktiv, inzwischen aber auch als problematisch herausgestellt hat.

Steven Shapin, der eine Repersonalisierung wissenschaftlicher Tugend und des Vertrauens in wissenschaftliche Expertise in ganz unterschiedlichen Kontexten (Hochschulen, Industrieforschung und Spin-offs) nachgewiesen hat (Shapin 2008), musste sich dafür der Vereinnahmung durch die erwähnte und überaus einflussreiche Rezension eines früheren Werkes wieder entziehen. Denn zwischenzeitlich hat die in Zusammenarbeit mit Simon Schaffer erarbeitete Aufbereitung der Kontroverse zwischen Hobbes und Boyle (Shapin, Schaffer 1985) über die besagte Rezension hinaus auch als maßgebliche Vorarbeit Eingang in »Wir sind nie modern gewesen« (Latour 1995: 25 ff.) gefunden. Die dort entwickelte und über 22 Übersetzungen verbreitete Aufmerksamkeit für eine »Pragmatik von Inskriptionen« hat die Wissenschafts- und Technikforschung maßgeblich und in anhaltender Weise belebt (vgl. Shapin 1988). Sie hat Laborexperimenten »mehr Autorität« als den »Ausagen achtbarer Zeugen« zugebilligt (Latour 1995: 35). Die Frage nach biografischer Inklusion (Shapin 2008) hat diese Auffrischung hingegen zu Lasten einer ebenso simpel gestrickten wie universalen Akteursfiktion (eine durch und durch instrumentelle Handlungsorientierung; Shapin 1988: 544) zurückgestellt.



## Literatur

- Anon Collective 2021: Book of Anonymity. Milky Way, Earth: punctum books.
- Bahr, Amrei / Eichhorn, Kristin / Kubon, Sebastian 2022: #IchBinHanna. Prekäre Wissenschaft in Deutschland. Berlin: Suhrkamp.
- Barley, Stephen R. / Kunda, Gideon 2004: Gurus, Hired Guns, and Warm Bodies: Itinerant Experts in a Knowledge Economy. Princeton: UP.
- Barley, Stephen R. / Kunda, Gideon 2006: Contracting: A New Form of Professional Practice. *Academy of Management Perspectives*, vol. 20, no. 1, 45–66.
- Boltanski, Luc 1987: Bezichtigung und Selbstdarstellung. Die Kunst, ein normales Opfer zu sein. In Alois Hahn / Volker Kapp (Hg.) *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 149–169.
- Boltanski, Luc / Chiapello, Eve 1999: *Le nouvel esprit du capitalisme*. Paris: Gallimard.
- Boltanski, Luc / Thévenot, Laurent 2007: *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Brose, Hanns-Georg/ Holtgrewe, Ursula / Wagner, Gabriele 1994: Organisationen, Personen und Biographien. Entwicklungsvarianten von Inklusionsverhältnissen. *Zeitschrift für Soziologie*, 23. Jg., Heft 4, 255–274.
- Bude, Heinz 2015: *Bildungspanik: Was unsere Gesellschaft spaltet*. München: Hanser.
- Calkins, Sandra / Rottenburg, Richard 2014: Getting Credit for What You Write? Conventions and Techniques of Citation. *Zeitschrift für Ethnologie*, Heft 139, 99–129.
- Callon, Michel / Latour, Bruno 1981: Unscrewing the Big Leviathan. How Actors Macro-Structure Reality and How Sociologists Help Them to Do So. In Karin Knorr Cetina / Aaron V. Cicourel (eds.), *Advances in Social Theory and Methodology. Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies*. London: Routledge, 277–303.
- Deutschmann, Christoph 1989: Der Clan als Unternehmensmodell der Zukunft? *Leviathan*, 17. Jg., Heft 1, 85–107.
- Espeland, Wendy Nelson / Sauder, Michael 2016: *Engines of Anxiety: Academic Rankings, Reputation, and Accountability*. New York: Russell Sage Foundation.
- Felsch, Philipp 2015: *Der lange Sommer der Theorie: Geschichte einer Revolte*. München: Beck.
- Graf, Angela / Keil, Maria / Ullrich, Peter 2020: Exit, Voice und Loyalty – (Un)Möglichkeiten kollektiven Widerspruchs im akademischen Mittelbau in Deutschland. *Leviathan*, 48. Jg., Heft 2, 293–317.
- Guggenheim, Michael 2005: *Organisierte Umwelt. Umweltdienstleistungsfirmen zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Politik*. Bielefeld: transcript.
- Hark, Sabine / Hofbauer, Johanna (Hg.) 2018: *Vermessene Räume, gespannte Beziehungen: Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken*. Berlin: Suhrkamp.
- Hirschauer, Stefan 2004: Peer Review auf dem Prüfstand. Zum Soziologiedefizit der Wissenschaftsevaluation. *Zeitschrift für Soziologie*, 33. Jg., Heft 1, 62–83.

- Kamp, Albert 2014: Charta der Anonymen Akademiker. TUMULT. Vierteljahresschrift für Konsensstörung, Herbst, 97–100.
- Lamont, Michèle 2009: *How Professors Think. Inside the Curious World of Academic Judgement*. Cambridge: Harvard UP.
- Latour, Bruno 1990: Postmodern? No, Simply Amodern! Steps Towards an Anthropology of Science. *Studies in the History and Philosophy of Science*, vol. 21, no. 1, 145–171.
- Latour, Bruno 1995: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin: Akademieverlag.
- Mau, Steffen 2017: *Das metrische Wir*. Berlin: Suhrkamp.
- Neidhardt, Friedhelm 1991: Laudatio zur Verleihung des Arthur-Burkhardt-Preises 1991 an Renate Mayntz. *KZfSS*, 43. Jg., Heft 2, 402–404.
- Pongratz, Hans J. 2022: Plattformen auf dem Arbeitsmarkt: Digitalisierung und Diversifizierung in der Beschäftigungsindustrie. *KZfSS*, 74. Jg., Heft 1, 133–157.
- Potthast, Jörg 2017: The Sociology of Conventions and Testing. In Claudio Benzecry / Monika Krause / Isaac Ariail Reed (eds.), *Social Theory Now*. Chicago: UP, 337–360.
- Reinhart, Martin 2022: Open Science as an Engine of Anxiety: How Scientists Promote and Defend the Visibility of Their Digital Selves, While Becoming Fatalistic about Academic Careers. In Andrea Mubi Brighenti (ed.) *The New Politics of Visibility: Spaces, Actors, Practices and Technologies in the Visible*. Bristol: Intellect Books, 175–200.
- Rochlin, Gene I. 1997: *Trapped in the Net. The Unanticipated Consequences of Computerization*. Princeton: UP.
- Römer, Oliver 2022: Literarische Produktionsverhältnisse. Zur Erfindung der Soziologie im Publikumsverlagswesen. *SOZIOLOGIE*, 51. Jg., Heft 3, 256–274.
- Schüll, Natasha Dow 2012: *Addiction by Design: Machine Gambling in Las Vegas*. Princeton: UP.
- Shapin, Steven 1988: Following Scientists Around. *Social Studies of Science*, vol. 18, no. 3, 533–550.
- Shapin, Steven 2008: *The Scientific Life. A Moral History of a Late Modern Vocation*. Chicago: UP.
- Shapin, Steven / Schaffer, Simon 1985: *Leviathan and the Air-pump: Hobbes, Boyle and the Experimental Life*. Princeton: UP.
- Stäheli, Urs 2021: *Soziologie der Entnetzung*. Berlin: Suhrkamp.
- Subramaniam, Banu 2014: *Ghost Stories for Darwin: The Science of Variation and the Politics of Diversity*. Champaign: Illinois UP.
- Thévenot, Laurent 1984: Rules and Implements: Investment in Forms. *Social Science Information*, vol. 23, no. 1, 1–45.
- Verheyen, Nina 2018: *Die Erfindung der Leistung*. Berlin: Hanser.
- Zimmermann, Bénédicte 2011: *Ce que travailler veut dire. Une sociologie des capacités et des parcours professionnels*. Paris: Economica.